

(Nachdruck verboten.)

109]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Wie wird es erst sein“, fuhr Jordan fort, „wenn man freundschaftlich von Hauptstadt zu Hauptstadt sprechen wird, wenn dieselben Interessen in derselben Minute in allen Kontinenten dieselben Gedanken wecken werden, wenn die Luftfahrzeuge durch den freien, unendlichen Raum segeln werden, dem gemeinsamen Gebiete aller, wo es keine Zollgrenzen giebt? Die Luft, die wir alle atmen, die Weite, die allen gehört, wird das Gebiet ungehemmter Eintracht werden, wo sich die Menschheit der Zukunft versöhnen wird. Daher, lieber Freund, haben Sie mich auch stets so getrost gesehen, so sicher, daß einmal die Erlösung kommen muß. Möchten auch die Menschen sich in blindem, thörichtem Haß zerfleischen, die Wissenschaft schritt darum nicht minder jeden Tag um ein Stück vor und schuf mehr Licht, mehr Brüderlichkeit, mehr Glück. Und durch sich selbst, kraft der ihr inwohnenden unwiderstehlichen Macht der Wahrheit, wird sie die Vergangenheit voll Finsternis und Haß hinwegdrängen und vertreiben, wird die Geister befreien und die Herzen einander nähern, hier unter der wohlthätigen Sonne, die unser aller lebenspendende Mutter ist.“

Er war erschöpft vom langen Sprechen, seine Stimme war kaum noch vernehmbar. Gleichwohl setzte er noch scherzhaft hinzu:

„Sie sehen, lieber Freund, ich bin ebenso sehr Revolutionär wie Sie.“

„Ich weiß es, lieber Freund,“ erwiderte Lucas bewegt. „Sie waren mein Meister in allen Dingen, und ich kann Ihnen nie genug danken für alles das, was von Ihnen an Thatkraft, an unerschütterlicher Zuversicht in die Arbeit und in das Werk auf mich übergegangen ist.“

Die Sonne sank zum Horizont, ein leichter Abendwind rauschte in der Krone der mächtigen Linde, durch deren Blätter der goldne Lichtregen nun in blässeren Tönen herabrieselte. Die Nacht nahte, eine köstliche Ruhe breitete sich langsam über die Natur. Die drei Frauen, die stumm und ehrfürchtvoll diesem letzten Gespräch der beiden Freunde zuhörten, wurden ängstlich ob des schädlichen Einflusses der Nachtluft auf die ihrer Obhut anvertrauten Greise. Sie mahnten sanft, ohne ein Wort, mit mütterlichen Gebärden. Wieder zog Soeurette ihrem Bruder die Decke höher. Und als Josine und Suzanne auch über Lucas' Anie eine Decke breiteten, sagte dieser:

„Mir ist nicht kalt, der Abend ist so schön!“

Soeurette hatte sich umgedreht, um der verschwindenden Sonne nachzusehen, und Jordan folgte ihrem Blick.

„Ja, die Nacht naht,“ sagte er. „Die Sonne mag nun untergehen, sie läßt uns in unsren Speichern einen Teil ihrer Güte und ihrer Kraft. Und diesmal bedeutet ihr Untergehen, daß mein Tag zu Ende ist. Ich will schlafen gehen. Fahren Sie wohl, lieber Freund!“

„Fahren Sie wohl, lieber Freund!“ sagte Lucas. Auch ich gehe bald schlafen.“

So nahmen sie Abschied mit ergreifender Innigkeit, in einfacher, erhabener Größe. Sie wußten beide, daß sie sich nicht wiedersehen würden, sie gaben einander den letzten Blick, sie sagten einander die letzten Worte. Nach sechzigjährigem gemeinschaftlichen Leben und gemeinschaftlichem Arbeiten schieden sie von einander, um nur noch in dem Strom der Generationen vereinigt zu bleiben, in den Menschen des nächsten Tages, deren Wohlfahrt sie beschleunigt hatten.

„Fahren Sie wohl, lieber Freund!“ sagte Jordan wieder. „Seien Sie ohne Trauer, der Tod ist gut und notwendig. Wir leben in den andern weiter, wir sind unsterblich. Wir haben uns ganz ihnen gewidmet, wir haben nur für sie gearbeitet, und wir werden mit ihnen immer neu geboren und genießen so unsren Teil von unsrem Werke. Fahren Sie wohl, lieber Freund!“

Und Lucas sagte wieder:

„Fahren Sie wohl, lieber Freund! Alles, was von uns da bleibt, wird bezeugen, wie wir geliebt und wie wir

gehofft haben. Ein jeder wird geboren, um sein Werk zu thun, das Leben hat keinen andren Zweck, die Natur setzt ein neues Wesen in die Welt, so oft sie eines neuen Arbeiters bedarf. Und wenn sein Tagewerk vollbracht ist, kann der Arbeiter schlafen gehen, die Erde nimmt ihn wieder auf in andrer Verwendung. Fahren Sie wohl, lieber Freund!

Er neigte sich vor, um ihn zu küssen. Aber er konnte es nicht, und die drei liebenden Frauen mußten ihnen bei dieser letzten Umarmung helfen und sie stützen. Sie lachten beide voll kindlicher Heiterkeit, ihre Seelen waren ruhig, kein Bedauern, kein Selbstvorwurf kam ihnen an in dieser Stunde des Abschieds, denn sie hatten ihre volle Menschenpflicht, ihre volle Arbeit geleistet. Noch weniger empfanden sie Furcht; der Zustand nach dem Tode hatte keinen Schrecken für sie, sie sahen freudig der tiefen Ruhe entgegen, in der die guten Arbeiter schlafen. Und sie umarmten sich lang und innig, legten ihre letzte Kraft in diesen Abschiedskuß.

„Fahren Sie wohl, mein guter Jordan!“

„Fahren Sie wohl, mein guter Lucas!“

Dann sprachen Sie nicht mehr. Ein tiefes, heiliges Schweigen herrschte. Die Sonne verschwand von der mächtigen reinen Himmelswölbung und tauchte unter die ferne Linie des Horizonts. Ein Vogel verstummte in den Zweigen der großen Linde, in denen die Schatten sich verdichteten, während über den Park mit seinen Bäumen, seinen Alleen und Rasenplätzen die köstliche Ruhe des Abends herabsank.

Da hoben auf ein Zeichen Soeuretens die beiden Männer den Sessel Jordans auf und trugen ihn langsam, leichten Schrittes hinweg. Lucas verlangte mit stummer Gebärde, daß man ihn noch eine kleine Weile unter dem Baume lasse. Er sah seinem Freunde nach, wie er sich langsam durch die gerade Allee entfernte. Die Allee war lang, und der Tragessel mit der Gestalt des Freundes wurde allmählich immer kleiner. Einmal drehte sich Jordan um, und sie tauschten einen letzten Blick, ein letztes, kaum noch sichtbares Lächeln. Dann war's vorbei, der Tragessel entschwand seinem Blicke, während der Park sich mit dem Mantel der Nacht bedeckte und einschloß.

In sein Laboratorium zurückgekehrt, begab sich Jordan zu Bette. Sein schwächlicher Körper war im hohen Alter zur Größe eines Kindes zusammengeschrumpft. Und wie er es gesagt hatte, so ließ er sich nun, wo sein Werk gethan, sein Tag vollendet war, endlich vom Tode wegnehmen; am nächsten Tage starb er friedlich und lächelnd in den Armen Soeuretens.

Lucas sollte noch fünf Jahre leben, in dem Sessel sitzend, den er fast nie verließ, und der am Fenster seines Zimmers stand, von wo er seine Stadt sich täglich vergrößern und verschönern sah. Eine Woche nach dem Tode Jordans stellte sich Soeurette seinen Pflegerinnen Josine und Suzanne an die Seite, und sie waren nun drei, um ihn mit ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt zu umgeben. Da heimfte er denn die köstliche Ernte ein von der Saat der Liebe, die er Zeit seines Lebens mit vollen Händen ausgestreut hatte, wohin er den Fuß setzte, und die heute rings um ihn mit überquellendem Reichtum in die Palme schoß.

Während der langen Stunden, die Lucas angesichts seiner blühenden Stadt in glücklichem Sinnen verbrachte, tauchte oft die Vergangenheit vor seinem Geiste auf. Er sah zurück auf den Punkt, von dem er ausgegangen war, auf die nun schon so fernliegende Veltüre des kleinen Buches, in welchem die Lehre Fouriers zusammengefaßt war. Er erinnerte sich der schlaflosen Nacht, da er fieberhaft durchschauert von seiner ihm noch unklaren Mission, Kopf und Herz zur Aufnahme des guten Samens vorbereitet, in dem Buche zu lesen angefangen hatte, um den Schlaf zu finden. Und da waren die genialen Gedanken Fouriers: die menschlichen Leidenschaften wieder in ihre Würde einzusetzen, sie frei walten zu lassen und als treibende Kräfte des Lebens zu verwenden; die Arbeit aus ihren Sklavenfesseln zu befreien, zu erhöhen, zu veredeln, genutzreich zu gestalten und sie zum Grundgesetz des socialen Lebens zu machen; durch die Association von Kapital, Arbeit und Geist allmählich und in friedlicher Weise die volle Herrschaft der Freiheit und Gerechtigkeit anzubahnen — diese genialen Gedanken Fouriers waren in seine im höchsten Grade

erregte Seele, in seinen fieberhaft suchenden Geist gefallen, hatten ihn blickartig erleuchtet, ihn mit Begeisterung erfüllt und ihn am nächsten Tage zur That getrieben. Fourier dankte er es, daß er den Plan zu dem reformatorischen Unternehmen der Erziehung gefaßt und ihn zur Ausführung gebracht hatte. Das erste Gemeinhaus mit seiner Schule, die ersten hellen und reinlichen Werkstätten mit ihrer Arbeitseinteilung, die erste Arbeiterstadt mit ihren zwischen Grün hervorragenden weißen Häuschen, waren erwachsen aus der Fourierschen Idee, die gleich gutem Samen in winterlicher Erde schlummernd gelegen hatte, immer bereit zu keimen und zu blühen. Die Religion der Menschlichkeit brauchte vielleicht gleich dem Katholizismus Jahrhunderte, um sich dauernd zu begründen. Aber dann auch, welche reiche Entwicklung, welche machtvolle Verbreitung, je mehr die Liebe und die Brüderlichkeit ihr Reich ausdehnte! Fourier, der Evolutionist, der Theoretiker und Praktiker, hatte, indem er die Vereinigung von Kapital, Arbeit und Geist als ersten Schritt erdachte und empfahl, die Bahn eröffnet, die zur Gesellschaftsordnung der Kollektivistin und von da weiter zum schrankenlosen Freiheitsideal der Anarchisten führte. In der Association wurde das Kapital immer mehr zerstückt und verschwand schließlich ganz, Arbeit und Geist wurden die einzigen Herrscher, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft. Notwendigerweise folgte daraus das Absterben des Handels, das allmähliche Verschwinden des Geldes, jener ein störendes und kraftverbrauchendes Nadel, dieses ein eingebildeter, nutzloser Wert in einer Gemeinschaft, wo die Arbeit allen strotzenden Reichtum hervorbrachte, der in unaufhörlichem Gütertausch durch alle Adern zirkulierte. Von der Formel Fouriers ausgehend, sollte die neue Stadt von Schritt zu Schritt sich verwandeln und vervollkommen, zu immer mehr Freiheit und Gerechtigkeit fortschreiten, auf ihrem Wege die Kollektivistin und selbst die Anarchisten in ihre Anziehungssphäre bringen und überwinden und sie schließlich alle zu einem einzigen brüderlichen Volke vereinigen, das, glücklich und versöhnt durch das verwirklichte gemeinsame Ideal, in dem endlich auf der Erde errichteten Himmelreiche leben sollte.

Am seinem Fenster sitzend, hatte Lucas immerfort das herrliche, glorreiche Schauspiel der Stadt der Wohlfahrt vor Augen, deren unter Bäumen hervorsimmernde bunte Dächer sich weithin erstreckten. Die Vorwärtsbewegung, welche die erste Generation, von uralten Fertümern durchtränkt, durch Gewöhnung an den ungerechten Zustand verdorben, unter so viel schmerzlichen Kämpfen, unter so viel Hindernissen, inmitten so wütenden Hasses begonnen hatte, die wurde von der aufgeklärten, durch die Schulen und Werkstätten umgebildeten jungen Generation fröhlichen, elastischen Schrittes fortgesetzt, und mit so leichter Raschheit, daß sie bereits Fernen erreicht hatte, die einst für phantastisch gehalten worden waren. Dank dem unaufhörlichen neuen Werden schienen die Kinder, die Kinder der Kinder, andere Herzen und andre Hirne zu haben, und die brüderliche Liebe wurde ihnen leicht in einer Gemeinschaft, wo das Glück jedes Einzelnen thatsächlich nur im Glück aller bestand. Mit dem Handel war auch der Diebstahl verschwunden. Mit dem Gelde waren alle verbrecherischen Triebe erstorben. Es gab keine Erbschaften mehr, es wurden keine privilegierten Nichtsthuer mehr geboren, die Menschen erwürgten sich nicht mehr um eines reichen Nachlasses willen. Warum sollten die Menschen einander hassen, einander beneiden, sich des Besitzes anderer durch List oder Gewalt bemächtigen wollen, da das öffentliche Gut allen gemeinsam gehörte, da jeder ebenso reich wie sein Nachbar geboren wurde, lebte und starb? Das Verbrechen verlor allen Sinn und Verstand, der ganze grausame Apparat der Unterdrückung und Bestrafung, der nur aufgerichtet worden war, um den Raub einiger Reichen gegen die Empörung der ungeheuren Menge der Elenden zu sichern, fiel leer und nutzlos in sich zusammen, mit allen seinen Gendarmen, Polizisten, Gerichtshöfen und Gefängnissen. Man mußte inmitten dieses Volkes leben, das die Scheußlichkeit des Krieges nicht kannte, das nur dem Gesetz der Arbeit unterthan war, das durch eine auf Vernunft und Wohlverstandenes eignes Interesse begründete Solidarität miteinander verbunden war — um zu begreifen, wie sehr die vermeintliche Utopie des allgemeinen Glückes möglich war bei einem Volke, das, hellen Geistes, von den ungeheuerlichen Lügen befreit, die Wahrheit kannte und die Gerechtigkeit wollte. Seitdem die Leidenschaften, anstatt bekämpft und erstickt zu werden, im Gegenteil als die treibenden Kräfte des Lebens

gefördert und gepflegt wurden, hatten sie ihre giftigen Eigenschaften verloren und waren zu socialen Tugenden, zur Blüte der individuellen Energie geworden. Das erstrebenswerte Glück lag in der Entwicklung, in der Stärkung aller Sinne, und nicht minder des Sinnes der Liebe, denn der ganze Mensch sollte genießen und befriedigt werden, ohne Heuchelei, im hellen Licht des Tages. Der langwährende schwere Kampf der Menschheit führte endlich zur ungehemmten Entfaltung des Individuums, zu einer Gesellschaftsordnung, die jedem volle Befriedigung seiner Wünsche gewährte, in der der Mensch ein ganzer Mensch war und sein ganzes Leben auslebte. So war denn die glückliche Stadt zur Wahrheit geworden auf Grund der Religion des Lebens, der endlich von den Dogmen befreiten Menschheit, die in sich selbst ihren Daseinszweck, ihr Endziel, ihren Stolz und ihre Seligkeit fand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Herbstzeitlose.

In Blumenhandlungen sieht man augenblicklich ansehnliche Zwiebelknollen, oftmals bis 300 Gramm schwer, zum Verkauf ausboten. Aus ihnen entwickelt sich die Herbstzeitlose, eine gar prächtig blühende Form der bekannten Pflanze, die bei uns auf den Wiesen treibt und blüht. Diese Knollen werden besonders in Holland, der alten Heimat der Blumenzucht, kultiviert; sie gelangen beim ersten Mahen der kalten Jahreszeit in großen Massen zu uns und in den Handel. Zu der That verdient die Herbstzeitlose schon, daß man ihr einige Aufmerksamkeit schenkt, denn sie ist eine der interessantesten Pflanzen, die uns die heimische Flora bietet.

In der Knolle sind gewissermaßen von der Natur all die Stoffe aufgespeichert worden, deren die im Keime schlummernde Blüte zu ihrer weiteren Entwicklung bedarf. Man pflanzt sie entweder wie jede andre Blume in Töpfe, die man mit der geeigneten Erde versehen, oder man setzt sie in Schalen, die man mit angefeuchtem Sand gefüllt hat, oder aber schließlich man stellt sie, ohne sie in Verbindung mit der Nährmutter Erde zu bringen, direkt an das Fenster oder sonst eine lichtreiche Stelle des Zimmers. Hier entwickelt sich die Zwiebel gar bald und zeigt schnell nach einander Blüten von zarterster rosa Farbe. Die Kultur selber ist überaus dankbar für den, der sie in Pflege genommen; oftmals zeigen sich hintereinander bis zu dreißig solcher zarten Blüten. Die Herbstzeitlose gehört also, wie man sieht, zu jenen Pflanzen, die auch gedeihen, treiben und blühen, ohne daß sie in Erde gesetzt werden. Ist der Blütenstiel beendet, so schrumpft die Knolle allmählich ein und zeigt sich augensichtlich entkräftet. Im allgemeinen ist das Erdendasein einer solchen Herbstzeitlose denn auch recht knapp bemessen. Meistens spendet sie dem Pfleger nur ein einziges Mal ihre Blüten. Hat man jedoch eine Zwiebel zeitig eingepflanzt, so kann man sie freilich wohl nochmals im darauf folgenden Jahre zum Blühen zwingen. Doch ist zu diesem Zwecke nötig, daß sie stets feucht gehalten und an tüchtiger Stelle aufbewahrt werde.

Nicht jedem sieht jedoch diese kultivierte Form unsrer Herbstzeitlose zur Verfügung; der deutsche Landbewohner kennt sie nämlich meist nur in der Art und Gestalt, wie sie auf dem Ager wächst und hier entsteht und vergeht. Allein selbst diese Wiesenherbstzeitlose verdient, daß man ihr ein größeres Interesse widmet, als ihr augenblicklich zu teil wird. Wenn im Frühjahr in unsrem Blumen Garten die Rasenflächen abgeharnt oder neu angelegt werden, sollte man daran denken, gerade hier der Herbstzeitlose eine Stätte zu bieten. Die Ueberfiedelung geschieht leicht; man braucht nur die Knolle herzustellen; nötig ist freilich, daß der Rasenplatz niedrig gelegen sei und möglichst feucht gehalten werde. Aber dann lohnt unsre Herbstzeitlose mit sichtlichem Danke die Pflege, die man ihr angedeihen läßt. Bald heben sich dann von den Grasarten die fleischigen Blätter in ihrem saftig grünen Ton wirkungsvoll ab. Charakteristisch bei dieser Pflanze ist noch, daß, während sie die Blüten erst im Herbst entfaltet, die Entwicklungszeit der Blätter selber bereits in den Frühling fällt. Hier im Garten vermag sie auch nicht den Schaden anzurichten, den sie oft bei freiem Wuchse auf Wiese und Ager wirtschaftlich dem Besitzer zufügt. Denn die Herbstzeitlose ist giftig, wie kaum eine andre Pflanze innerhalb der heimatischen Flora, und es bedarf eines starken Gegenmittels, bestehend aus Pflanzensäuren und öligen, schleimigen Getränken, um die verhängnisvolle Wirkung, die sie hervorruft, aufzuheben.

Dieses Gift, das in der Herbstzeitlose schlummert, hat dem auch zu stande gebracht, daß sie von dem Besitzer ihres Standortes meistens mit bangem Auge betrachtet wird. Der Landmann sucht sie deswegen zu vernichten, wo er sie auch findet. Schon bei Beginn des Lenzes erhebt sich ein Vernichtungskrieg gegen diese Blume. Giftig ist sie nämlich in all ihren Teilen, besonders in dem Samen, der eingekapselt zwischen den langettenförmigen Blättern ruht. Diese Kapseln führen übrigens in manchen Gegenden die noch nicht aufgehellte Bezeichnung „Storchbrot“. Am wenigsten giftig sind wohl die Blätter in getrocknetem Zustande, doch reichen die schäd-

lischen Stoffe, die in ihnen entfaltet sind, noch immer hin, Tiere, die davon fressen, zum Verenden zu bringen. Um die Herbstzeitlose zu vertilgen, hält man nun freilich auf dem Lande die Kinder an, daß sie die Blüten im Herbst absammeln und vernichten. Dadurch wird zwar die Pflanze in ihrem Wachstum gestört, aber nicht ausgerottet. Dieses Vertilgungsverfahren muß sich vielmehr gegen den Sitz der Keimkraft der gesamten Herbstzeitlose richten, also gegen die Knollen. Diese aber ruhen ziemlich tief in dem moorigen Boden und können nur dadurch herausgehoben werden, daß man ihn mit dem Pfluge auflodert und dann die Zwiebeln heraussuchen läßt. Zuweilen hilft auch, daß man den Grasbestand durch eine besondere Kultur hebt. Dann wird nämlich die Herbstzeitlose von den ringsum wachsenden Gräsern gewissermaßen erdrückt; sie räumt das Feld; stärkere Gewalten machen ihr den Garau.

Wenn der Altweiberommer über die Felder streicht und geschickt von der Hand des Knaben, der Drache hoch hinauf in die Lüfte steigt: das ist die Zeit, in der die Herbstzeitlose ihren vollen Blütenfior entfaltet. Und schön ist sie ohne Zweifel, nicht allein durch die Form, sondern auch durch den Farbenton, in den sie gekleidet wurde. Ist es doch gerade, als wollte diese die unheilvollen Säfte, die durch die Pflanzenzellen pulseren, dem Auge des Menschen vergessen machen. Der ganzen Natur nach ähnelt unsre Blume dem bekannten Fuffstich, nur mit dem Unterschied, daß die Herbstzeitlose ihre Blüten bereits im Herbst zeigt, die Laubblätter dagegen erst im nächsten Lenze ins Dasein treten läßt. Botanisch betrachtet, ist die Pflanze deshalb überaus interessant. Untersucht man nämlich die verdickte unterirdische Achse, also die Knolle, zur Zeit, wo die Blume ihren Blütenfior entwickelt, recht genau, so findet man, daß dieser in der Erde ruhende Teil doppelt gestaltet ist. Er besteht erstens aus einer großen starken Hauptzwiebel, die sozusagen als Grundlage des im verflochtenen Herbst blühenden Triebes anzusehen, und ferner aus etwas wie einem Reservoirbehälter für eine viel kleinere Zwiebel, die aus ihrer Basis entspringen ist. Zur Blütezeit ist diese noch ganz dünn, trägt einige Nebenblätter von schuppiger Form, ferner etliche ganz kurze, noch nicht über die Erde hervorragende Laubblätter und in deren Achse die Blüten in ihrem rosaroten Farbenton. Die weitere Phase der Pflanze zeigt sich alsdann in der bereits zuvor angedeuteten Metamorphose im Frühling. Die junge Knolle schwillt dann an, ihre Laubblätter und der untere Teil des Blütenstiels, der jetzt die Bistkapsel trägt, strecken sich, so daß die Laubblätter sowohl als auch die Kapsel selber über die Erde hinweg gelangen. Man meint geradezu, die Frucht komme vor der Blüte. All das hat der Herbstzeitlose ein so vielfaches Interesse auf dem Gebiete der sich mit ihr befassenden Wissenschaft zugesichert, und darum verdient diese hochinteressante Pflanze auch, daß man ihr in Vorkreisen eine größere Beachtung zolle. Ganz abgesehen davon, daß sie doch auch durch ihren Blumenriechen das Auge erfreut und deshalb immer mehr von ihrem eigentlichen Standplatze aus, dem Ager, näher zu den Menschen gelangt: auf den Grasplatz seines Gartens, in den Scherben und sogar, wie wir dargezogen haben, ohne auf diesen oder überhaupt einige Körnchen Erde angewiesen zu sein, zwischen die übrigen Kinder Floras, die unser Fenster schmücken.

E. Hertensbach.

Kleines Feuilleton.

Ihr letzter Arbeitstag. (Nachdruck verboten.) Kaffee ist Lieschens „Höchstes“. Mit sichtlichem Wohlbehagen taucht sie ihre Schrippe in das laue, bräunlich gefärbte Wasser, welches ihrer Ansicht nach diese Bezeichnung verdient. Sie genießt gemächlich die Vesperstunde, während es draußen mauschelnd klopft und abgearbeitete Gestalten den Fabrikalal betreten. Trotz augenscheinlicher Müdigkeit läßt man sie stehend mit ihrem schweren Paß Mäntel warten, bis die Reihe „abzuliefern“ an sie kommt. Kinder drängen mit herein und werden ängstlich von den Müttern beschwichtigt.

Arbeit ist alles, was sich diese Frauen noch wünschen. Lieschen kennt einzelne der hochläufigen Schatten seit zwei Jahren; so lange ist sie selbst bei Schneider Hellmer angestellt. Sie erkennt Frau Müllers trockenen Husten so gut von weitem, wie Frau Goffmanns schlürfenden Schritt; sie beobachtet der langen Line rotgeränderte Augen, die das viele Stideln nicht mehr vertragen, und die blauen Flecke der kleinen Diden, die deutlich den tobenden Trunkenbold zu Hause verraten. Lieschen weiß, daß sie alle erleichtert aufseufzen, wenn sie mit einem schweren Paß wieder von dannen gehn, neuen, arbeitsreichen, schlaflosen Nächten entgegen, und sie weiß ebenso genau, daß ihre eigne Zukunft ungefähr ebenso aussieht.

Noch ist Lieschen ein junges Blut, das sich nicht viel Gedanken macht, aber so tagaus, tagein arbeiten, arbeiten, immer auf denselben Fleck gebannt, über Mäntel gebückt, manchmal seufzt sie unbewußt auf!

Wenn sie daheim ihr Kostgeld abliefern, hat sie den Thren gegenüber die Schuldigkeit gethan; was schert es die abgemagerten Alten, woher sie es nimmt?

Seit einigen Monaten ist Lieschen bleichsüchtig. Der Kassenarzt berordnete Wein, gute Luft, Spazierengehen. Das Mädchen hatte Mühe, ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Ihre Stellung war doch wohl wichtiger, als die Gesundheit, die man nebenbei auszuliden hat, wie die eigenen Kleider, wenn sie allmählich in

die Brüche gingen. „Arbeit und ich“, lautete der Spruch, der auf einem bunten Bilderbogen über Lieschens Bett hing, ein Abschiedsgeschenk einer Kameradin aus der Schulzeit.

Das Mädchen und sein Meister teilen sich nachmittags in eine besondere Thätigkeit. Jedes für den Export angefertigte Fadett wird in Gegenwart der Arbeiterin einer Holzpuppe angepaßt und gründlich geprüft.

Wehe derjenigen, die etwas verfehlt hat! Sie bekommt keine neue Arbeit und schlecht beschämt, fast weinend hinaus. Deshalb hängt jeder Blick bangend an der Puppe, die von Lieschen hin- und hergedreht und -geschoben wird und so ganz all diesen gleicht, die stille halten, während das Schicksal sie schiebt.

Heut hat Lieschen den ganzen Morgen an einem wundervollen Abendmantel genäht: hellblau mit Goldstickerei. Die künftige Eigentümerin wird um 1/25 Uhr zur Anprobe erwartet. Während die schlanken Finger in fieberhafter Hast die Fertigstellung förderten, schwirrten die Gedanken des Mädchens um die vornehme, unbekannte, beneidenswerte Trägerin.

Eine ganz nette Abwechslung im feststehenden Tagesprogramm bietet das Erscheinen von Privatkunden, die natürlich ganz anders behandelt werden, als die wackelnden Arbeiterinnen. Man bittet sofort „Platz zu nehmen“, und respektvoll hängen aller Augen an der lebenden Figuren, die mit extra angefertigten, eleganten Paletotvornen dammen tauchen. Die Arbeiterinnen, die zu Hause nötig sind müssen heute eben warten. Sie stehen flüsternd in einem Winkel, wagen aber nicht, laut murrend ihre Ungeduld zu äußern.

Man hört einen Wagen halten und eilige Tritte nahen. Schnell springt der Geselle in die Höhe, die Lampe anzuzünden. Es klopft. Die Weiber reden die Hälse. Der Meister stürzt devot herbei. Lieschen reicht den Mantel herüber, aber ihr Atem stockt. Ist das Martha, ihre Martha, mit der sie alle Schulklassen zusammen durchgelaufen, die so gut, so lieb und so arm gewesen? Martha, mit der sie die Schrippen geteilt und der sie ewige Freundschaft geschworen? Lieschen fliegt so stark am ganzen Körper, daß sie sich der Ungeklärtheit schuldig macht, das kostbare Toilettenstück fallen zu lassen. Mosch blüdt sie sich, und während sie es aufhebt, flüstern ihre erblähten Lippen angstoll fragend: „Martha?“

Eine Sekunde stieren sich beide an, dann bohren sich die Augen zu Boden.

Wein und gute Luft und Spazierengehen hat der Doktor Lieschen verordnet! Ihr schwindelt. Die Gesalten dort im Schatten scheinen ihr, als einer der Thren, zu winken, sie aber sieht Rot und Glend und Krankheit plötzlich in unermesslich, vergrößelter Weise auf sich zuschreiten, eine unerklärliche Angst preßt ihr die Kehle zusammen, ihr eckelt vor der Arbeit, vor den Stichen, den mühseligen, unzählbaren Stichen, die ihr Leben bedeuten werden. Wie im Nebel verschwimmt das Zimmer und das Bild der „vornehmen“ Dame, deren Züge so lieblich, deren Blondhaar so kunstvoll aufgetümt ist, deren Anwesenheit ein bedeutender Jasminduft verstrahlt. Das Rauschen und Knistern der Seide bei der leisesten Bewegung trifft Lieschens Ohr, dann glaubt sie sich wieder von einem Heer ausgemergelter Mäntelnäherinnen umringt; tausend Kadelfische scheinen ihr ins Herz zu dringen: das bleichsüchtige Lieschen ist ohnmächtig geworden.

Ein junges Ding erholt sich schnell. Das Mädchen räumt ihre Siebensachen zusammen und macht Feierabend. Auf der Treppe verlangsamt es den Gang, die Anprobe muß gleich fertig sein, die Dame herunterkommen. Wieder geht Lieschen weiter, wieder stockt ihr Fuß! Martha in Sammt und Seide! Das Bild verfolgt sie. Ob die Rappen, die herrlichen Rappen und der kostbare Wagen ihr Eigentum? Bei dem Nahen eines leichten Schritts, der die Treppen hinunterfliegt, saust und braust es so stark in Lieschens Kopf, daß sie sich an die Mauer lehnen muß, um nicht nochmals umzuknien.

Der Bilderbogen über ihrem Bett, das haltende Gespinn, die Straße, die Häuser, alles dreht sich ihr in wildem Wirbel vor den weit aufgerissenen Augen. Die wackelnden Frauen oben winken nicht mehr, sie weichen im Schatten langsam rückwärts.

Die Veruchung umbrandet sie wie ein wild tobendes Meer, kein langsames Gift, welches allmählich in die Adern dringt, nein, ein Losen und Blüten in der Luft, wie wenn die alte Welt ihr in Scherben bräche, und die neue in tausendfachen Wehen geboren werde.

Suchend flattert jetzt Marthas Blick umher. — ein Lächeln, — ein Finden, — ein Händedruck: „Kommt!“ —

Franziska Mann.

Theater.

oe. Das Carl Weiß-Theater hat sich nunmehr für den Winter eingerichtet, und zwar mit eurem Stid, das schon deshalb einschlagen mußte, weil sein Vorwurf sich schon etliche Menschenalter hindurch bewährt hat. In der aus sieben Bildern bestehenden Posse „Berliner Angen“ zeigt der wilde Onkel aus der Provinz, daß er, man mag anstellen, was man will, bei uns nun einmal nicht totzukriegen ist. Der Unverwundliche stammt zwar diesmal nur aus Potsdam, geht aber nichtsdestoweniger frisch darauf los und geberdet sich, ganz wie es das Herkommen vorschreibt, als ob Berlin ihm ein böhmisches Dorf wäre.

Aber nicht minder froh ist das Publikum im Anblick der krausen Abenteuer. Es klatscht Beifall, wenn der Konditor Wöhme in Potsdam sich mit der Gattin oder dem Lehrlingen zankt, wenn der

flotte Liebhaber der Konditorstöchter in der heute so sehr beliebten Marine-Uniform auf die Bühne kommt und ganz unermittelt ein fürchtbar rührendes Lied zum besten giebt, und es nimmt frohen Anteil an den „dollen Sachen“, die sodann im Wiener Café, im Zoologischen Garten und in der Hasenheide vor sich gehen. Ebenfalls wird es sehr schön gefunden, wenn in einer Hotelscene die aus dem Schlafe gestörten Gäste so desolletiert, wie es die Polizei zuläßt, über die Bühne schreien. Doch es wäre bei aller Anerkennung zu viel, wenn man den Dichter Gustav Albert alle Ruhmesstränge einstreichen lassen wollte. Herr Direktor Karl Weiß hat eine, wie es scheint, vollständige Renovation seines Bühnenpersonals vorgenommen und Leute eingestellt, die für ihr Teil wissen, wie man es dem Publikum mundgerecht machen muß. Vor allem zeichneten sich unter der großen Zahl der Mitwirkenden die Damen Caldern, Liffh und Herold, sowie die Herren Tyrkowsk, Ernesti, Wolf und Drachmann aus. Am schönsten aber war es, daß der Direktor selber auftrat, und zwar in der trotz des Habitus ihm wohl anstehenden Rolle eines Konditorjungen. —

Astronomisches.

— Das Tierkreislicht. Bei wolkenlosem und mondscheinfreiem Himmel hat man in den Herbstmonaten vor Beginn der Morgendämmerung Gelegenheit, am östlichen Himmel einen schwachen Lichtschimmer zu bemerken, der die Gestalt eines schief auf dem Horizont stehenden Kegels zeigt, dessen Spitze nach Süden neigt. Die Grundfläche dieses Kegels liegt ungefähr da, wo die Sonne aufgehen wird, und die Richtung desselben fällt ziemlich mit der Ekliptik zusammen, daher der Name Tierkreis- oder Zodiakallicht. Dieser Lichtschimmer ist, wie bemerkt, sehr schwach, ja, viel weniger deutlich, als die Milchstraße, und man kann ihn daher nur fern von Städten mit ihrer nächtlichen Beleuchtung des Himmels erfolgreich auffuchen. Da das Tierkreislicht sich in der Richtung der Ekliptik zeigt, so ist es am deutlichsten wahrnehmbar, wenn diese am steilsten aufgerichtet erscheint, und das ist für unsre Erdhälfte der Fall, wenn der Frühlingspunkt im westlichen und der Herbstpunkt im östlichen Horizont steht, also abends im Frühjahr und morgens im Herbst. Gegen den Aequator hin wird der Winkel der Ekliptik mit dem Horizont immer größer, das Tierkreislicht scheint deshalb zwischen den Wendekreisen steil vom Horizont emporzusteigen, auch ist dort der Himmel meist klarer als in höheren Breiten; deshalb kann die Erscheinung daselbst zu allen Jahreszeiten gesehen werden, und Humboldt bezeichnete sie als den beständigen Schmutz der Tropennächte. Während nun aber durch den Fortschritt der Wissenschaft zahlreiche Erscheinungen des Himmels ihre richtige Erklärung gefunden haben, ist das Wesen des Tierkreislichtes heute noch so dunkel wie vor drei Jahrhunderten, als Tycho diese Erscheinung zuerst erwähnte. Auch das Spectroskop hat über dieses Licht keine wesentlichen Aufschlüsse gegeben, denn es zeigt in demselben eine helle Linie, die auch im Spectrum des Nordlichts erscheint. Im vergangenen Jahre ist es Professor Wolf in Heidelberg gelungen, mittels eines eigentümlichen Apparats den Schimmer des Zodiakallichtes zu photographieren, wodurch sich ergab, daß die Hauptmasse dieser Lichtmasse nicht genau in der Ekliptik liegt, sondern höchst wahrscheinlich in der verhängerten Ebene des Sonnenäquators. Das ist eine höchst wichtige Thatfache, denn sie spricht zu Gunsten der schon früh aufgestellten Hypothese, daß das Zodiakallicht ein flacher um die Sonne circulierender Ring von nebeliger Materie sein könnte, der sich bis über die Erdbahn hinaus erstreckt. Letzteres muß der Fall sein, weil einzelne Beobachter, unter ihnen Schiaparelli, das Zodiakallicht bisweilen in Gestalt einer leuchtenden Brücke die ganze Halbkugel des Himmels überziehen sahen. Ferner zeigt sich bisweilen auf der Seite des Himmels, die der Sonne gerade gegenüber steht, ein heller Lichtschimmer, der den Namen Gegenheim des Zodiakallichtes erhalten hat und zuerst im Jahre 1780 wahrgenommen worden ist. Der bis jetzt besprochene Kegel des Zodiakallichtes wird nach den Beobachtungen von Lewis in Germantown (Nordamerika) noch von einer sehr schwachen Lichtzone umgeben, die etwas breiter als die Milchstraße erscheint und längs des Tierkreises quer über den ganzen Himmel, von Horizont zu Horizont reicht. Man sieht diese höchst blasse Lichtzone nur bei klarstem Himmel in südlichen Breiten, wenn das Auge lange im Dunkel ausgeruhet hat, und am besten dann, wenn der Zodiakalkegel größtenteils unter den Horizont herabgesunken ist. Am Winternacht zeigt sich an der höchsten Stelle dieses matten Lichtstreifens ein hellerer Fleck von größerer Ausdehnung, und dieser ist nichts andres als der oben erwähnte „Gegenheim“. Auch Barnard hat auf der Sid. Sternwarte diese Erscheinungen wahrgenommen, und an ihrer Wirklichkeit ist dabei nicht zu zweifeln. Das Wesen des Zodiakallichtes wird damit aber nicht klarer, ja, die Deutung desselben liegt zur Zeit noch so völlig im Dunkeln, daß sogar ein näherer Zusammenhang dieses Lichtschimmers mit der Erde angenommen worden ist. So meinte Heis aus seinen vielfährigen Beobachtungen folgern zu müssen, das Zodiakallicht sei ein Nebelring, der innerhalb der Wundbahn um die Erde kreise, und ein andrer aufmerksamer Beobachter, Jones, der die Erscheinung in den Tropen genau beobachtet hat, kam zu denselben Ergebnissen. Andernseits glaubte der Astronom Houzeau, der das Zodiakallicht häufig in Mittelamerika beobachtet hat, es könne möglicherweise durch einen der Erde anhängenden, in der Ebene ihrer Bahn gelegenen, nach der Sonne hin gerichteten federbuschförmig gestalteten Sector

einer nebeligen Materie erklärt werden. Die photographische Aufnahme von Wolf deutet dagegen entschieden auf einen Zusammenhang des Tierkreislichtes mit dem Sonnenkörper. —

(„Köln. Jtg.“)

Humoristisches.

— Je nachdem. Theaterdiener (im Gespräch mit dem Diener eines berühmten Dramatikers): „Und wie weit ist Ihr Herr mit seinem neuen Stück, Friedrich?“
 Friedrich: „Zwei Akte sind fertig.“
 Theaterdiener: „Sol Was wird es denn?“
 Friedrich: „Das kommt noch darauf an! Bleibt die gnädige Frau zu Hause, dann wird's wohl ein Schauspiel, reißt sie bald ins Bad, dann wird's ein Lustspiel; kommt aber, was Gott verhüten möge, die Schwiegermutter auf Besuch, dann wird es sicher ein Trauerspiel!“ —
 — Praktisch. Freundin: Ihr Mann ist wohl den ganzen Tag zugegen, wenn Sie malen?“
 Malerin: „Natürlich; sobald ich 'n Stück von meinem Stillleben fertig habe, ist er's auf!“ —
 — Passende Bezeichnung. Lehrerin: „Wie können wir für Ständesamt noch jagen?“
 Thekla: „Verbandstation!“ —
 („Wegend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— „Wilhelm Raabe“ betitelt sich Heft 10 der „Modernen Essays zur Kunst und Litteratur“ (Herausgeber: Dr. Hans Landsberg). Die mit einem Porträt Wilhelm Raabes ausgestattete Broschüre ist von Wilhelm Jensen geschrieben. —
 — Ein Federstinker hat den Gumbinner Mordprozeß zu einem Volksstück verarbeitet; das Ding soll nächsten in Rostock zur Ausführung gelangen. —
 — Max Brauns Schauspiel „Puppengräfin“, das Dienstag am Deutschen Volkstheater in Wien aufgeführt werden sollte, wurde nach der Generalprobe am Vormittag abgesetzt, weil die Theaterleitung das Stück für „zu gewagt“ hielt. —
 — Das Wiener Burgtheater wird als erste Novität der neuen Saison Marie delle Grazias Schauspiel „Der Schatten“ bringen. Auch Björnsons „Laboremus“ ist zur Aufführung erworben worden. —
 — Aus dem Schaufenster einer Kunsthandlung in Hannover wurde Franz Stassens Bilderaltars, welcher unter dem Titel „Götter“ in dem Sammelwerke „Feuer und“ bei Fischer u. Franke, Berlin, erschienen ist, durch die Polizei konfisziert. Die Originalzeichnungen zu diesem Ausklus waren im Frühjahr im Hause des Vereins Berliner Künstler ausgestellt. —
 — Ein internationaler Archäologenkongreß wird im April 1903 in Athen abgehalten werden. Der Kongreß soll fünfzehn Tage dauern, wovon fünf Tage den Verhandlungen, zehn Tage archäologischen Ausflügen gewidmet werden sollen. —
 — Eine Ausstellung für Landkarten, Völkerkunde und Schifffahrt wird im nächsten Jahre in Antwerpen von der dortigen Geographischen Gesellschaft anlässlich ihres 25jährigen Stimmungsfeites veranstaltet werden; die Eröffnung der Ausstellung soll im Mai stattfinden. —
 — Ein Preisanschreiben des Vereins zur Beförderung des Gewerbesleißes wünscht die Untersuchung von Explosionen und Zerlegungen, die bei Acetylen ohne nachweisbare äußere Einwirkung auftreten. Die Ursachen davon sollen durch Versuche festgestellt werden, insbesondere inwiefern die Gegenwart von Verbindungen des Phosphors, des Schwefels, des Siliciums und des Stickstoffs in den Karbiden und im Acetylen gas und namentlich die Bildung von Metallaecetylen dabei mitwirkt. Lösungen müssen bis 15. November 1903 eingeliefert werden. Als Preis für die beste Arbeit sind 3000 M. und eine silberne Denkmünze ausgesetzt. —
 — Stadtschulkinder und die Natur. Eine interessante Umfrage hat ein Hamburger Lehrer kürzlich bei seinen Stadtschulkindern gehalten und dabei folgende merkwürdigen Entdeckungen gemacht. Von 120 zehn- bis sechzehnjährigen Kindern hatten 49 nie pflügen gesehen, 58 niemals eine Schaafherde erblickt, 70 nie ein Weiden in der Natur gesehen, 90 nie eine Nachtigall gehört, 89 keinen Sonnenaufgang, 33 keinen Sonnenuntergang beobachtet. Der Lehrer kommt daher zu dem Schlusse: Die Schulkinder lernen Theater und Konzeri, Ausstellung und Museen, Bazare und Warenhäuser, kurzum die Dinge der Kultur und Heberkultur, aber die Grundlage aller Kultur, die Anschauungen von den Dingen, von dem Leben in der Natur sind ihnen fremd. Eine Kochausstellung haben sie gesehen, aber fragt sie einmal, wie das allergegewöhnlichste unserer Nahrungsmittel, das Brot, entsteht? Wer von ihnen könnte ein Klaves, auf Anschauung begründetes Bild geben? Eine Raubtierfütterung ist ihnen ein Hochgenuß, aber läßt sie einmal erzählen, wie eine Schwalbe sich die Nahrung sucht, wie ein Späglein trinkt, und sie werden euch mit großen fragenden Augen ansehen. Für hunderte und aberhunderte der gewöhnlichsten Dinge und Vorgänge haben sie nur Worte, aber keine Anschauung, also auch keinen rechten Begriff. —